

# Oppenheim-Vorlesungen zur Geschichte Preußens

an der Humboldt-Universität zu Berlin  
und der Berlin-Brandenburgischen Akademie  
der Wissenschaften

Herausgegeben von  
Wolfgang Neugebauer



Duncker & Humblot · Berlin

3. Hochschulreform in den 1960er Jahren) mehr und mehr aus den Universitäten herausverlagert. „Leitinstitut“ (Bärbel Holtz) für die preußische Geschichte wurde *nicht* die Universität Unter den Linden, sondern die Sektion Geschichte der Martin-Luther-Universität in Halle<sup>57</sup>. Die universitären (Lehr-)Bücher zur preußischen Geschichte, wie sie gerade Unter den Linden geschrieben wurden, haben einer nationalgeschichtlichen Perspektive den Vorzug gegeben vor einer Beachtung der europäischen Dimensionen und Bezüge<sup>58</sup>.

Wenn nunmehr an der Universität Unter den Linden und an der Akademie am Gendarmenmarkt über Traditionen und Programme der preußischen Geschichte im 21. Jahrhundert nachgedacht werden kann, was die Alfred Freiherr von Oppenheim-Stiftung jetzt ermöglicht hat, so ergeben sich aus dieser wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung zwingende Konsequenzen. Die älteren Traditionen bilden das Fundament: Was in 200 Jahren erarbeitet worden ist, bleibt valide in Gegenwart und Zukunft, nach den Maßstäben einer stets kritischen Rezeption. Das Programm, im Dezember 2011 vorgestellt im Haus Unter den Linden<sup>59</sup>, wird eine Achsendrehung und Gewichtsverlagerung weg von den Traditionen der preußischen Staatengeschichte und historischen Staatswissenschaft intendieren. Die europäischen Verflechtungen und in Preußen wirksamen Regionalitäten bieten verlockende Ansätze mit der Aussicht, unser Thema in neuer Weise anschlussfähig zu machen für eine Wissenschaft, die nicht (mehr) allein nach spezifisch Preußischem fragt, sondern nach Austausch- und Konkurrenzprozessen im globalen Wandel. Vielleicht läßt sich manches lernen von der fruchtbaren Symbiose, wie hier in Berlin vor 100 Jahren Archivforschung und auch theoretisch interessierter weiter Blick zusammengebracht wurden. Dann wären Traditionen nicht ein Hindernis für Innovationen auf preußischem Arbeitsfelde, sondern Bedingung für eine ertragreiche Zukunft.

sozialgeschichtlicher Ansätze in der DDR, in: *Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme*, hrsg. v. Peter Christian Ludz (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft), Opladen 1972, 491–514, hier 509 Anm. 26; *Barbara Vogel*, Das alte Preußen in der Geschichtswissenschaft der DDR, in: *Geschichtswissenschaft in der DDR*, Bd. 2, hrsg. v. Alexander Fischer/Günther Heydemann, Berlin 1990, 425–451, hier 432 f., 450 f. (Vetter, Harnisch, Mittenzwei).

<sup>57</sup> Grundlegend: *Bärbel Holtz*, Das Thema Preußen in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik der DDR, in: Das Thema „Preußen“, hrsg. v. W. Neugebauer (Anm. 5), 329–354, hier 347 f., „Leitinstitut“: 348; vgl. auch Anm. 58.

<sup>58</sup> *Wolfgang Hardtwig/Alexander Thomas*, Forschungen und Parteilichkeit. Die Neuzeithistorie an der Berliner Universität nach 1945, in: *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010*, Bd. 6, hrsg. v. Heinz-Elmar Tenorth, Berlin 2010, 333–359, hier 349 f., zur preußischen Geschichte speziell; zur Verlagerung der Forschung an die Akademie: 355.

<sup>59</sup> Vgl. *Wolfgang Neugebauer*, Wozu preußische Geschichte im 21. Jahrhundert? (Lectiones Inaugurales 2), Berlin 2012.

## Preußische Gedankenbildung. Wilhelm von Humboldt und die Sprachen der Welt

Von *Jürgen Trabant*, Berlin

Es ist natürlich leichtsinnig, im Rahmen einer Ringvorlesung über Preußen etwas über den Sprachforscher und nicht über den zweifellos preußischen Staatsmann Wilhelm von Humboldt vortragen zu wollen, die Sprachforschung Humboldts also für ein wichtiges Moment preußischer Geschichte zu halten. Es ist der Versuch, eine spezialgeschichtliche, nämlich wissenschaftsgeschichtliche Arbeit in die allgemein-geschichtliche Forschung zu tragen und damit eine politisch fast kontextlos verfasste Geschichte wie die Geschichte der Sprachforschung und der Sprachphilosophie einmal in Bezug auf einen präzisen historischen Kontext, eben Preußen, zu denken. Das Preußische der Sprachforschung haben wir schon einmal im Akademie-Projekt Berliner Klassik beleuchtet und einen Band herausgegeben über *Sprache und Sprachen in Berlin um 1800*<sup>1</sup>. Es hatte, so unsere damalige Motivation, schon etwas mit Berlin und Preußen zu tun, dass hier anders und intensiver als andernorts Sprach-Reflexionen blühten. Wir hatten uns in diesem Band unter anderem mit den Berliner Sprachforschern Karl Philipp Moritz, Peter Simon Pallas, Heinrich Julius Klaproth beschäftigt und mit dem *Mithridates* von Adelung und Vater, einer der ersten größeren Sprach-Enzyklopädien, die 1806–17 in Berlin publiziert wurde<sup>2</sup>. Später wird die Berliner Universität – mit Franz Bopp und Jacob Grimm – sowieso zum Zentrum der Sprachforschung. Wenn man die preußische Universität Bonn dazu nimmt, kann Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleichsam als eine preußische Affäre betrachtet werden: August Wilhelm Schlegel wird 1818 Professor für Sanskrit in Bonn, und Friedrich Diez begründet dort (ab 1830) die universitäre Romanistik. „Sprache und Sprachen in München um 1800“ kann man sich kaum vorstellen, vielleicht würde man in Wien Interessantes finden. In Weimar, dem vermeintlichen Kultur-Zentrum Deutschlands jener Zeit, ist das Thema jedenfalls absent,

<sup>1</sup> *Sprache und Sprachen in Berlin um 1800*, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant (Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800, Bd. 3), Hannover 2004.

<sup>2</sup> *Johann Christoph Adelung und Johann Severin Vater*, *Mithridates* oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten, 4 Teile, Berlin 1806–17 (Nachdruck Hildesheim 1970).

nicht in Preußen. Man muss schon nach Paris gehen, um Vergleichbares zu finden: eine philosophische – und dort vor allem auch politische – Diskussion der Sprache, eine beginnende Professionalisierung der Sprachforschung und Projekte zur Erforschung der Sprachen der Welt. Berlin–Paris ist die europäische Konstellation, in die sich das Preußische einschreibt, das ich vortragen möchte.

Wolfgang Neugebauer hat in seiner Berliner Antrittsvorlesung gesagt, dass die Preußenforschung, die in unserer Akademie betrieben wird, ihren Fokus auf der Kultur hat. Nicht nur „Preußen als Kulturstaat“, sondern auch das erwähnte Projekt Berliner Klassik ist Preußenforschung, die fragt, wie „ausgerechnet der Militär- und Machtstaat Preußen im 19. und im frühen 20. Jahrhundert auch auf kulturpolitischem Gebiet so starke Potentiale entwickelt“<sup>3</sup>. Die Blicke auf Preußen fokussieren gewöhnlich Militär- und Macht-Fragen, und wegen dieses exklusiv militärpolitischen Blicks ist es ja nach dem Krieg zerschlagen worden. Darüber sind die Beiträge dieses merkwürdigen politischen Gebildes zur Welt-Kultur wenig gewürdigt worden, und wenn, dann nicht als preußische. Wenn man auf den – sagen wir es ruhig: einigermaßen grandiosen – kulturellen Beitrag Preußens aufmerksam macht, wirkt das immer revisionistisch, so als wolle man das welthistorische Verdikt über Preußen rückgängig machen. Das hat man uns bei unserem Projekt über Berliner Klassik immer deutlich spüren lassen.

Nun, in dem großartigen Buch des britischen Journalisten Peter Watson über *The German Genius* – in der Tat „German Genius“, nicht „Prussian Genius“ – wird die Erfindung der modernen Universität als „Humboldt’s Gift“ bezeichnet, gemeint ist Humboldts Geschenk an die Weltkultur<sup>4</sup>. Die *research university* – wie sie international genannt wird – ist eine Berliner Kreation (wobei die Göttinger und Pariser Inspirationen gar nicht kleingedredet werden sollen). Das zweite Geschenk Humboldts an die Weltkultur ist das Projekt der systematischen Erforschung der Sprachen der Welt, Humboldt nennt es „das vergleichende Sprachstudium“. Auch dies ist natürlich nicht Humboldts Schöpfung aus dem Nichts, sondern basiert auf europäischen Entwicklungen. Aber Humboldt – und der preußische Kontext – schaffen hier doch etwas Besonderes und Bedeutsames aufgrund dessen, was ich die preußische Gedankenbildung nenne.

Beide Projekte, *research university* und vergleichendes Sprachstudium, sind nicht nur schöne kulturelle Dekorationen des Politischen, sondern ih-

<sup>3</sup> Wolfgang Neugebauer, Wozu preußische Geschichte im 21. Jahrhundert? (Lectioes Inaugurales 2), Berlin 2012, 53.

<sup>4</sup> Peter Watson, Humboldt’s Gift: The Invention of Research and the Prussian (Protestant) Concept of Learning, in: Ders., *The German Genius*, London 2010, 225–237.

rerseits eminent politisch. Dass universitäre Erziehung und Forschung eine große gesellschaftliche Kraft ist, braucht man wohl nicht mehr zu begründen. Dass alle Sprachen wertvolle Schöpfungen des Menschen sind, ist eine weitere, durchaus politisch belangvolle Botschaft aus Preußen.

## I. Der preußische Kontext

Der erste Artikel, den die 1700 gegründete, ab 1701 Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften heißende Berliner Akademie in ihrer ersten Publikation 1710 drucken ließ, betraf die Sprache: „Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium ductis potissimum ex indicio linguarum“<sup>5</sup>. Leibniz stellt in dieser „Kurzen Bezeichnung“ seiner Überlegungen über die Herkunft der Völker, die *origines gentium*, die Sprachforschung in den Dienst der Geschichte: aus den Indizien der Sprachen, *ex indicio linguarum*. Es geht ihm um die Herkunft der Völker, und das Wissen über die Sprachen ist ihm nur ein Indiz, *indicium*, für diese historische Suche. Leibniz nimmt ganz alttestamentarisch an, dass am Anfang die ganze Welt eine Sprache hatte, eine *lingua adamica*, die sich durch Mischung und Verderbnis, *mixtura et corruptio*, in die heutigen Sprachen diversifiziert hat. Wie bestimmte heutige Forscher, die eine Welt-Ur-Sprache – Protoworld – rekonstruieren, entdeckt er Spuren dieser alten Sprache im Vergleich zwischen chinesischen und europäischen Wörtern. Letzteres ist natürlich etymologische Science Fiction, aber ansonsten steht viel Richtiges über die Sprachverwandtschaft in diesem Artikel. Wichtig ist mir aber erst einmal die Feststellung, dass die preußische Akademie mit einem Artikel über die Sprachen an die wissenschaftliche Öffentlichkeit tritt.

Was Leibniz hier sagt, ist noch nicht besonders originell oder königlich-preußisch. Seitdem die europäischen Gelehrten immer mehr Materialien über die Sprachen der Welt sammeln und seitdem sie immer mehr bemerken, wie verschieden die Sprachen der Welt sind und dass es unendlich viele von ihnen gibt, suchen sie nach der Einheit hinter dieser Vielfalt: Sie reagieren gleichsam panisch angesichts der Verschiedenheit der Sprachen. Sie müssen diese erschreckende Vielfalt, diese Komplexität, reduzieren, indem sie einen gemeinsamen Ursprung finden. Sie halten die Vielfalt nicht aus. Die Bibel mit ihrer Paradiesessprache und der Geschichte vom Turmbau zu Babel weist den Sprachgelehrten den Weg, den Weg in die Geschichte, in die Rekonstruktion der Einheitssprache der Vergangenheit. Schon die erste kleine europäische Sprach-Enzyklopädie, der *Mithridates* von Conrad Gesner aus dem Jah-

<sup>5</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz, Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum, in: *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum*, Berlin 1710, 1–16.

re 1555, zeigt zwar die Verschiedenheit, *de differentiis linguarum*, sie fragt aber nach der dahinter liegenden Ur-Sprache<sup>6</sup>.

Diese diachronische Ausrichtung der Sprachforschung ist also das Alte, Traditionelle. Königlich-preußisch wird die Sprachforschung in Berlin erst, wenn sie sich aus der Indienstnahme durch die Geschichte befreit, d.h. wenn sie ihren Zweck in sich selbst findet und wenn sie eine andere Perspektive einnimmt, die synchronische nämlich. Und diesen Weg wird sie gerade an der Akademie beschreiten. Das wird auch bedeuten, dass sie die *differentiae linguarum* aushält und begrüßt.

Zunächst ist festzuhalten, dass nach diesem Signal ihres Gründers Leibniz keine andere europäische Akademie sich so oft und so intensiv mit der Sprache auseinandersetzt wie die preußische. Und dies ist schon ein wichtiges, wir würden heute sagen: forschungspolitisches Signal. Im 18. Jahrhundert sind ja die Akademien, nicht die Universitäten – vielleicht mit Ausnahme der Universität Göttingen – die wichtigsten Orte der Forschung. Die Preisfragen der Akademie zeigen daher, welche Rolle Sprache in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen der Zeit spielt. Die berühmtesten Berliner Sprach-Preisfragen des 18. Jahrhundert sind die nach dem Einfluss der Sprache aufs Denken (1759, Gewinner Michaelis), nach dem Ursprung der Sprache (1769, Gewinner Herder), nach der Universalität der französischen Sprache (1784, Gewinner Rivarol und Schwab) und nach dem Vergleich der Hauptsprachen Europas (1794, Gewinner Jenisch).

Diese Fragen sind nun keine marginalen Fragen für Spezialisten, auch wenn uns das heute so vorkommen mag. Vor allem die beiden ersten Fragen betreffen das Zentrum der philosophischen Auseinandersetzungen der Zeit: Es geht dabei um nichts weniger als um die zentrale Frage nach dem Entstehen von Denken und Erkennen und in diesem Zusammenhang um die Rolle, die Sprache für das Denken des Menschen spielt. Die Frage ist, grob gesagt, ob der Mensch ohne Sprache denkt und dann die Sprache nur zur Kommunikation des Gedachten, als Zeichen, benutzt. Damit wären die Sprachen nur materiell verschieden und eigentlich nicht so wichtig. Sie wären dann eben bestenfalls interessante Indizien über die Geschichte der Völker. Das ist die jahrtausendealte, unausrottbare Sprachauffassung des Aristoteles und des oberflächlichen Nicht-Nachdenkens über die Sprache. Die Alternative ist die Annahme, dass Sprache gerade eine Form des Denkens ist, dass die primäre Funktion der Sprache also eine kognitive ist. Sprache hat damit Teil an der Welterschließung durch den Menschen; der Gedanke ist zunächst eine durch die Sprache geformte Größe. Die Verschie-

<sup>6</sup> *Conrad Gesner*, Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diuersas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, Zürich 1555.

denheit der Sprachen wird damit eine tiefe, semantische. Und das erschüttert die bisherige Annahme einer universalen Denktätigkeit des Menschen zu tiefst: Der Verdacht erhärtet sich, dass Denken von Sprache zu Sprache anders, also relativ und kulturell gefärbt ist.

Im Grunde hatte Europa durch zwei historische Entwicklungen diese kognitive Kraft der Sprachen erfahren: Einerseits hat es mit der Eroberung Amerikas und mit anderen kolonialen Begegnungen mit den Völkern und Sprachen der Welt die Erfahrung machen müssen, dass die anderen Völker anders denken. Die verschiedenen Semantiken standen dem Versuch entgegen, die Segnungen des Christentums zu verbreiten. Es war z.B. nicht einfach, das europäische Wort „heiligen“, *sanctificare*, ins Aztekische zu übersetzen. Das Wort, das man dazu verwenden musste, heißt in seine Bestandteile zerlegt: „gut Lippe erhöhen“.

Andererseits hat die europäische Gelehrsamkeit durch den Aufstieg der nationalen Volkssprachen allmählich ihre universale Sprache Latein verloren und muss sich nun mit den semantischen Unklarheiten und Verschiedenheiten der Volkssprachen herumschlagen. Die Väter der europäischen Aufklärung, Francis Bacon und John Locke, hatten dies erkannt und laut darüber geklagt<sup>7</sup>: Die Volkssprachen transportieren unwissenschaftliche und darüber hinaus auch noch von Sprache zu Sprache verschiedene Begriffe. *Idola fori*, Götzen des Markplatzes, nennt sie Bacon.

Diese Entdeckung der ersten analytischen Philosophie wurde in Europa lebhaft diskutiert und nun gerade von der Berliner Akademie den europäischen Gelehrten zur Diskussion vorgelegt. Die erste Frage nach der wechselseitigen Beeinflussung von Sprache und Denken beantwortet Johann David Michaelis 1760 mit einer relativ unaufgeregten Bejahung: Ja, die Sprache beeinflusst das Denken und das Denken die Sprache<sup>8</sup>. Wichtiger und philosophisch radikaler war Herders Antwort auf die zweite Preisfrage der preußischen Akademie, die Frage nach dem Ursprung der Sprache 1769<sup>9</sup>: Die Sprache entsteht nicht aus einem kommunikativen Geschehen (wie etwa Condillac und Rousseau angenommen hatten), sondern aus einem kognitiven Bedürfnis des Menschen: Der Mensch will die Welt kennenlernen. Das erste Wort ist der erste menschliche Gedanke, d.h. die primäre Funktion von Sprache ist die Erzeugung des Denkens. Kognition, nicht

<sup>7</sup> *Francis Bacon*, Neues Organon (1620), hrsg. v. Wolfgang Krohn, Darmstadt 1990; *John Locke*, An Essay Concerning Human Understanding (1690), 2 Bde., hrsg. v. John W. Yolton, London/New York 1971–74.

<sup>8</sup> *Johann David Michaelis*, Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen, Berlin 1760.

<sup>9</sup> *Johann Gottfried Herder*, Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772), hrsg. v. Wolfgang Proß, München 1978.

Kommunikation ist das eigentlich Menschliche der Sprache, kommunizieren tun auch die Tiere.

Das hatte in dieser Radikalität vor Herder noch niemand gesagt<sup>10</sup>. Und Herder sagt dies, obwohl er ein Schüler Kants war. Er war nämlich auch ein begeisterter Leser von Leibniz. Die *Kritik der reinen Vernunft* ist 1770 noch nicht geschrieben, und Kant wird mit seinem Blick auf die *reine Vernunft* die Sprache verfehlen (Herder und Hamann werden gerade dies leidenschaftlich an Kant kritisieren). Leibniz aber hatte sprachphilosophisch die entscheidende Wende vollzogen: nicht in seinem Akademieartikel, sondern in den postum 1765 erschienenen *Nouveaux essais*, den *Neuen Versuchen über den menschlichen Verstand*, die auf Lockes *Essay Concerning Human Understanding* und damit auf das englische Lamento antworten<sup>11</sup>. Dass die Sprachen Gedanken erzeugen, und zwar nicht besonders wissenschaftliche und von Sprache zu Sprache verschiedene, das gesteht Leibniz den sprachkritischen Engländern durchaus zu. Aber er teilt nicht ihr Lamento: Bacon hatte gefordert, dass man diesen semantischen Abfall aus den Sprachen des Volkes ausmerzen soll: *sunt abneganda et renuncianda*. Locke hatte dafür plädiert, diesen Nebel vor unseren Augen, *mist before our eyes*, durch eine Sprachreform zu vertreiben. Leibniz aber – und das ist die alles entscheidende Wende – verdammt die natürlichen Sprachen nicht, sondern sieht in ihnen Schätze eines kostbaren volkstümlichen Denkens, das man als solches anerkennen und erforschen muss. Dass Leibniz dieses in den Sprachen enthaltene volkstümliche Denken als etwas Kostbares ansehen kann, hat mit seiner subtilen Erkenntnislehre zu tun, die verschiedene Arten von *notiones*, von Erkenntnissen, kennt, von noch ganz verkörperten Denkformen bis zu den reinsten, unkörperlichen<sup>12</sup>. Im Gegensatz zu den Engländern verdammt Leibniz das in den Sprachen sedimentierte Denken also nicht als falsches Denken des dummen Volkes, sondern erkennt es als eine Form des menschlichen Denkens an. Die in Wörtern enthaltene Semantik ist zwar nicht die höchste Form menschlichen Denkens, sie ist aber dennoch wertvolle geistige Produktivität. Die berühmte Passage aus den *Nouveaux essais*, die ja erst lange Jahre nach ihrer Entstehung im Druck erschienen sind, lautet:

[Les langues] sont les plus anciens monuments du genre humain. On enregistrera avec le temps et mettra en dictionnaires et en grammaires toutes les langues de l'univers, et on les comparera entre elles; ce qui aura des usages très grands tant

<sup>10</sup> Herder stammte übrigens aus Mohrungen in Ostpreußen.

<sup>11</sup> *Gottfried Wilhelm Leibniz*, *Nouveaux essais sur l'entendement humain* (1765), hrsg. v. Jacques Brunschwig, Paris 1966.

<sup>12</sup> Zu den sprachphilosophischen Entwicklungen der Aufklärungsphilosophie vgl. *Jürgen Trabant*, *Mithridates im Paradies*, München 2003, Kap. 4 und 5.

pour la connaissance des choses [...] que pour la connaissance de notre esprit et de la merveilleuse variété de ses opérations.<sup>13</sup>

[Die Sprachen] sind die ältesten Denkmäler des Menschengeschlechts. Man wird mit der Zeit alle Sprachen des Universums aufzeichnen und in Wörterbücher und Grammatiken fassen, und man wird sie untereinander vergleichen, was sehr großen Nutzen sowohl für die Kenntnis der Sachen [...] als auch für die Kenntnis unseres Geistes und der wunderbaren Vielfalt seiner Operationen haben wird.

Der große Leibniz feiert die wunderbare Vielfalt der Operationen des menschlichen Geistes in den Sprachen, die *merveilleuse variété de ses opérations*. Das ist die entscheidende Wende des europäischen Denkens über die Sprachen. Die Dramatik dieser Wende kann man sich nicht groß genug vorstellen. Leibniz denkt gegen die gesamte religiöse und philosophische Tradition an, die der Sprache nicht wohlgesonnen ist: Die Bibel hatte die Verschiedenheit der Sprachen als Strafe dargestellt, die Griechen hatten die Sprache als schlechtes Erkenntnismittel kritisiert, und vor allem ist die gesamte moderne Philosophie ein Lamento über die Sprache, über das falsche und ungenaue und auch noch von Sprache zu Sprache verschiedene Denken. Und nun kommt einer, der sagt, dieses Denken in den Sprachen enthalte wertvolle Erkenntnisse über die Sachen (*connaissances des choses*) und über unseren Geist (*connaissances de notre esprit*), und die Vielfalt des Geistes, der wir in den Sprachen begegnen, sei wunderbar – *merveilleuse*. Die jahrhundertelange Klage über das Ungenügen der Sprache wird in eine Feier ihrer kognitiven Leistung und ihrer Vielfalt umgewertet. Ein riesiges Forschungsprojekt der Beschreibung und des Vergleichs aller Sprachen der Welt wird anvisiert: *mettre en dictionnaires et en grammaires toutes les langues de l'univers*.

Diese Leibnizsche Entdeckung der kognitiven Würde der Sprache und damit der sprachlich-geistigen Vielfalt blüht nun in Preußen auf. Sie ist die Basis für Herders kognitive Sprachauffassung, und sie entfaltet sich voll in der preußischen Akademie. Natürlich nicht in der fritzisch-französisch ausgerichteten Preisfrage nach der Universalität der französischen Sprache, deren siegende Preisschrift von Rivarol noch heute an französischen Schulen zur nationalen Erbauung gelesen wird<sup>14</sup>. Dieser Propagandaschrift entspricht heute etwa McCrums Pamphlet über den Triumph des Englischen als globaler Sprache<sup>15</sup>. Leibnizschen Geist finden wir dagegen in Humboldts Projekt eines vergleichenden Sprachstudiums, das dieser im Kontext der

<sup>13</sup> *G. W. Leibniz*, *Nouveaux essais*, 293.

<sup>14</sup> *Antoine de Rivarol*, *Discours sur l'universalité de la langue française* (1784), in: *Académie de Berlin, De l'universalité européenne de la langue française* 1784, hrsg. v. Pierre Pénisson, Paris 1995, 127–186.

<sup>15</sup> *Robert McCrum*, *Globish. How the English Language Became the World's Language*, New York/London 2010.

Preußischen Akademie entfaltet. Jenischs Siegschrift über den Vergleich der Hauptsprachen Europas, der vierten großen Preisfrage des 18. Jahrhunderts, atmet insofern schon den Humboldt-Leibnizschen Geist, als sie gerade nicht mehr die besondere Exzellenz einer Sprache feststellt und allen behandelten Sprachen die gleiche Würde belässt<sup>16</sup>.

## II. Humboldts Weg zur Sprache

An dieser Stelle kommt Humboldt ins Spiel. Die Brüder Humboldt sind von Johann Jakob Engel in Leibnizscher Philosophie erzogen worden. Das bleibende Resultat dieser Erziehung ist wohl die unerschütterliche Begeisterung für die Mannigfaltigkeit. Diese ist uns in Leibnizens Enthusiasmus für die *merveilleuse variété* schon begegnet. Und diese Begeisterung liegt auch Humboldts Begriff der Bildung zu Grunde. Der Zweck des Menschen ist die „höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“<sup>17</sup>, Bildung des Individuums, preußische Bildung.

Und wegen dieses Interesses für die Individualität, die Verschiedenheit, wird sich Wilhelm auch – nach gründlichen philosophischen Studien der Werke Kants – nicht der Philosophie sondern der Anthropologie zuwenden. Anthropologie ist in damaliger Zeit die Erforschung des Menschen in seiner empirischen Vielfalt und Eigentümlichkeit (ein Humboldtsches Schlüsselwort). Humboldts Interesse geht, leibnizisch grundiert, auf die konkrete Welt, auf den Menschen in seiner konkreten vielfältigen Erscheinungsform. Er entwirft, bevor er sich von Jena nach Paris aufmacht, den Plan einer vergleichenden Anthropologie. Dieser liest sich wie die Skizze des Ensembles der damals ja noch nicht bestehenden Kulturwissenschaften. Wenn er dann aus Jena/Weimar nach Paris umzieht, hat er den Plan einer vergleichenden Anthropologie im Koffer. Es ist ein besonderes Charakteristikum dieser Anthropologie, die mit dem Konzept des Individuums oder der Eigentümlichkeit verbunden ist, dass sie sich – im Gegensatz zur französischen Anthropologie, der *observation de l'homme* – nicht auf die Wilden, die *sauvages*, konzentriert. Humboldt will nicht wissen, wie es an unseren Ursprüngen, wie es in primitiveren Zeiten war. Humboldts Anthropologie richtet ihre Aufmerksamkeit dagegen auf die höchste Entwicklung der Kul-

<sup>16</sup> Daniel Jenisch, Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens, Berlin 1796. Vgl. Brigitte Schlieben-Lange/Harald Weydt, Die Antwort Daniel Jenischs auf die Preisfrage der Berliner Akademie zur „Vergleichung der Hauptsprachen Europas“ von 1794, in: Sprache und Sprachen in Berlin um 1800 (Anm. 1), 215–243, hier 238.

<sup>17</sup> Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Schriften, 17 Bde., hrsg. v. Albert Leitzmann u. a., Berlin 1903–36, Bd. I, 106.

tur, denn erst dort entfaltet sich das gesamte kreative Potential des Menschen, das Humboldt erforschen möchte. Nach Humboldt ist die menschliche Kultur in ihrer Kindheit noch nicht voll ausgeprägt, ihr individuelles Gepräge, ihren Charakter, erhält sie erst in ihrer Reife. Anthropologie der höchsten Kulturstufe betreibt er daher in Paris.

Aber der Anthropologe Humboldt ist eben doch auch ein philosophischer Kopf. Deshalb richtet sich sein Blick dann gleichsam notwendigerweise und immer mehr auf die Sprache. Die Fokussierung der Sprache in der anthropologischen Erkundung des postrevolutionären Paris habe ich kürzlich im Anschluss an Conrad Wiedemann<sup>18</sup> darzustellen versucht<sup>19</sup>. Humboldts Blick wird zunehmend auf den „fremden Mund“, auf die Sprache gelenkt. Das hat sicher mit dem Leben in der fremdsprachigen Umwelt zu tun. Aber wohl vor allem damit, dass Sprache in den Philosophien des 18. Jahrhunderts – bei Condillac, bei Locke und eben bei Leibniz – im philosophischen Zentrum steht. Humboldts Fokussierung der Sprache ist ein philosophisches Vorrücken ins anthropologische Zentrum. „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache“, schreibt Humboldt in seiner ersten Akademie-Rede 1820<sup>20</sup>.

Für Humboldt ist Sprache aber nicht erst in Paris, sondern eben schon in seinem eigenen preußischen Kontext als eine Form des Denkens, als philosophisches Thema einfach zentral, nämlich in der Leibnizschen Philosophie. Bei Kant (also sozusagen in Ost-Preußen), dessen Philosophie Humboldt als Student und in Weimar gründlich studiert, kommt die Sprache nicht vor, jedenfalls nicht als Form des Denkens, sondern nur – ganz traditionell – als Mittel der Kommunikation. Kant gehört in dieser Hinsicht eindeutig zum rationalistischen Flügel europäischer Philosophie. Auch bei Descartes ist es so: Die Sprache ist nur Mittel zur Kommunikation des Gedachten, nicht das Denken selbst. Aber hier folgt Humboldt nicht Kant, sondern ganz offensichtlich Leibniz-Herderschen Anregungen und – wie ich mit Conrad Wiedemann glaube – auch einer ganz spezifischen persönlichen Begabung. Humboldt war von Natur aus sprechbegabt und sprachbegabt (was nicht dasselbe ist). Sprechbegabt: Er war offensichtlich ein Meister der Konversation. Seine Menschenbeobachtung ging vom Gespräch aus, und in Paris perfektionierte er die Technik des Gesprächs als Forschungsmethode. Und er war sprachbegabt, er konnte offensichtlich so gut Französisch, dass es in Paris nie irgendwelche Sprachprobleme gab, er lernte rasch Sprachen, auf

<sup>18</sup> Conrad Wiedemann, „raffinierte Kunst des Umgangs“. Ich-Findung in den frühen Reisetagebüchern Wilhelm von Humboldts, in: Wilhelm von Humboldt: Universalität und Individualität, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant, München 2012, 33–54.

<sup>19</sup> In einem Vortrag mit dem Titel *Der fremde Mund* am 29. April 2012 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

<sup>20</sup> W. v. Humboldt, Gesammelte Schriften (Anm. 17), Bd. IV, 15.

der Reise nach Spanien Spanisch, in Italien Italienisch (so gut, dass das Italienische dann die Familiensprache der Humboldts wurde).

In Paris entdeckt er nun jene Sprache, die ihn fasziniert, weil sie so gänzlich anders ist als die Sprachen, die er bisher studiert und gelernt hatte: das Baskische. Die Begegnung mit dieser Sprache ist die entscheidende intellektuelle Herausforderung. Ausgehend von der Überzeugung, dass Sprache die Produktion des Denkens ist, fragt sich Humboldt angesichts dieser merkwürdigen Sprache, wie man mit einer solchen Sprache überhaupt denken kann. Humboldt fährt ins Baskenland, um das Baskische und das baskische Volk zu studieren. Er arbeitet noch in Rom, wohin er nach Paris als preußischer Gesandter umsiedelt, an einem Werk über das Baskische. Das Werk wird als solches nie fertiggestellt. Aber unsere Ausgabe der Humboldtischen Schriften zur Sprachwissenschaft hat das baskische Projekt in zwei gewichtigen Bänden rekonstruiert<sup>21</sup>.

Hier beginnt also Humboldts Reise durch die Sprachen der Welt. Mit dem Griechischen beschäftigte er sich schon vor Paris. Nach dem Baskischen wird er die amerikanischen Sprachen erforschen. Er bearbeitet die von seinem Bruder Alexander aus Amerika mitgebrachten amerikanischen Sprachmaterialien, und er wird in Rom Zugang zu den Sprachmaterialien des Abate Hervás haben. Hervás sammelt in Rom linguistische Materialien seiner aus Amerika vertriebenen jesuitischen Brüder. Wilhelm sollte für das Reisewerk seines Bruders einen Teil über die Sprachen beitragen. Das große Buch über die amerikanischen Sprachen wird er nie vollenden. Aber es liegen eben doch gewichtige Teile dieses Werkes vor, z. B. eine völlig von Humboldt fertiggestellte Grammatik des Aztekischen, die Manfred Ringmacher als ersten Band unserer Schriften zur Sprachwissenschaft herausgegeben hat, und eine Reihe anderer amerikanischer Arbeiten, die in unserer Edition insgesamt sechs Bände ausmachen werden<sup>22</sup>.

Humboldt hat aber dann als aktiver Politiker in der aufregendsten Zeit preußischer Geschichte, von 1808 bis 1819, kaum noch Zeit für Sprachstudien, obwohl er sie auch nie ganz aufgibt. Aber als er sich 1820 aus der Politik nach Tegel zurückzieht, arbeitet er weiter an seinem amerikanischen Projekt. Hinzu kommt die Beschäftigung mit den ägyptischen Hieroglyphen – Champollions große Entdeckung versteht Humboldt gleich als solche und

<sup>21</sup> *Wilhelm von Humboldt*, Schriften zur Anthropologie der Basken, hrsg. v. Bernhard Hurch, und *Ders.*, Baskische Wortstudien und Grammatik, hrsg. v. Bernhard Hurch (Schriften zur Sprachwissenschaft, Bd. II.1 und 2), Paderborn 2010 und 2012.

<sup>22</sup> Bisher sind fünf der sechs Bände zu den amerikanischen Sprachen erschienen: *Wilhelm von Humboldt*, Schriften zur Sprachwissenschaft, Bde. III. 2–6, hrsg. v. Manfred Ringmacher/Ute Tintemann/Micaela Verlato, Paderborn 1994–2012.

vermittelt sie nach Preußen<sup>23</sup> –, mit dem Chinesischen und mit dem Sanskrit. Das amerikanische Projekt gibt er dann aus verschiedenen Gründen auf, um sich seinem letzten großen Forschungsgegenstand zuzuwenden, den austronesischen Sprachen, die er die Sprachen der Südsee nennt. Auch das Werk über die austronesischen Sprachen hat Humboldt nicht mehr abschließen können. Sein Sekretär Buschmann hat dann die drei Bände dieses sogenannten Kawi-Werks zusammengestellt<sup>24</sup>. Aber Wilhelm von Humboldt hat außer dem ersten Band des Kawi-Werks, der bei seinem Tod druckfertig war, noch sein Hauptwerk 1835 abschließen können, die sogenannte Kawi-Einleitung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, vielleicht das wichtigste Buch über die Sprache überhaupt<sup>25</sup>.

Baskisch, Griechisch, die amerikanischen Sprachen, Ägyptisch, Chinesisch, Sanskrit, die austronesischen Sprachen sind die Sprachen, mit denen sich Humboldt am meisten beschäftigt hat. Es sind insgesamt fünfundsiebzig. Sein Bruder stellt daher im Vorwort des Kawi-Werks fest:

[Wilhelm war es vergönnt,] tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaßt worden sind<sup>26</sup>.

Humboldt hat sich sein ganzes Leben lang Sprachmaterialien aus der ganzen Welt besorgt, so dass seine linguistische Bibliothek, die er der Königlich Preußischen Bibliothek vermacht hat, vermutlich die reichste linguistische Forschungsbibliothek der Welt zur damaligen Zeit darstellte. In ihrer Rekonstruktion dieses Legats verzeichnet Christa Schwarz 510 Bücher<sup>27</sup>.

### III. „Tiefer in den Bau“

Alexanders Formulierung „tiefer in den Bau von Sprachen eindringen“ verweist nun erneut auf das, was ich mit meinem Titel „Preußische Gedankenbildung“ andeuten wollte, nämlich darauf, warum Wilhelm von Humboldt sich denn nun mit all diesen verschiedenen Sprachen abmüht. Sie verweist auf das philosophische Motiv seiner Suche.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu *Markus Messling*, Pariser Orientlektüren. Zur Rezeption französischer Orientphilologie in Wilhelm von Humboldts Theorie der Schrift. Paderborn 2007.

<sup>24</sup> *Wilhelm von Humboldt*, Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, 3 Bde., Berlin 1836–39.

<sup>25</sup> Zu Humboldts Sprachdenken vgl. *Jürgen Trabant*, Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt, München 2012.

<sup>26</sup> *Alexander von Humboldt*, Vorwort, in: Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Schriften (Anm. 17), Bd. VII, 347.

<sup>27</sup> Vgl. *Christa Schwarz*, Ex libris a Guglielmo L. B. de Humboldt legatis, Paderborn 1993.

Dies war offensichtlich gar nicht so leicht verständlich: Chateaubriand hat es nicht verstanden: Als er für kurze Zeit Botschafter in Berlin ist, wundert er sich einigermaßen hochnäsiger darüber, dass Humboldt sich mit Sprachen und gar noch mit niederen Sprachen – *patois* – niederer Völker abgibt. Warum er das tut, wird nur verständlich, wenn man Humboldts philosophische Motivation versteht. Die Empiristen hatten festgestellt und bitter beklagt, dass Sprachen etwas mit dem Denken zu tun haben. Leibniz wendet diese Klage zu einer Begeisterung über das sprachliche Denken und die Verschiedenheit dieses Denkens. Herder radikalisiert die Identität von Sprache und Denken: Das erste Wort ist der erste Gedanke. Herder und Hamann und dann auch Humboldt bekräftigen diese Sprachauffassung auch gegenüber Kant. Herder und Hamann polemisieren in dieser Angelegenheit gegen Kant. Der Kantianer Humboldt polemisiert nicht, sondern er fügt – als Philosoph – die Sprache in die Kantische Systematik ein, und er entwirft – als Anthropologe – das Programm einer anthropologisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Diese beiden Weiterentwicklungen der preußischen Sprachthematization möchte ich im Folgenden skizzieren.

### 1. Die Bildung des Gedankens

Die beiden berühmten Humboldtschen Metaphern für die Sprache sind die von der Arbeit des Geistes und vom bildenden Organ des Gedankens: „Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.“ Und: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“<sup>28</sup>.

Vom letzten Satz stammt mein Titel „Preußische Gedankenbildung“. Die Sprache bildet den Gedanken. Wie beschreibt Humboldt den Vorgang des Denkens in Sprache:

Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. [...] Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. [...] und ohne diese [...] Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich<sup>29</sup>.

Das ist kantisch gedacht und auch gleich über Kant hinausgedacht. Sinnlichkeit und Verstand vereinigen sich zur Schaffung eines Begriffs. Dieser

<sup>28</sup> W. v. Humboldt, Gesammelte Schriften (Anm. 17), Bd. VII, 45 und 53.

<sup>29</sup> Ebda., 55 f.

wird dabei immer zusammen mit einem Laut, d.h. als Wort geschaffen. Ohne den Laut existiert der Gedanke nicht. Der Laut, an dem der Begriff klebt (wie Herder einmal gesagt hat), wird nun in die Welt entlassen, der Wort-Begriff muss in die Welt hinaus, um objektiv dazusein. In seiner Objektivierung kehrt er aber auch zum Subjekt zurück, und zwar zunächst so, dass der Sprecher sich selbst hört: Das Wort muss zum eigenen Ohre zurückkehren. Dies ist übrigens das erste Mal, dass in der Geschichte des Denkens die Propriozeption als fundamental für die Gedankenbildung entdeckt wird.

Nun ist der Gedanke in Sprache geschaffen: Das Denken schafft den Gedanken als Wort. Das ist wie bei Herder, nur in Kantischer Systematik präzisiert. Das preußische Moment an dieser Beschreibung ist, dass diese Genese des Wort-Begriffs als etwas Großartiges dargestellt wird, als eine wunderbare „Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“. Hier ist kein Moment von Sprachkritik, wie sie doch bei allen anderen Philosophen noch vorhanden ist. Es fehlen aber noch zwei entscheidende weitere Momente einer vollständigen Beschreibung der preußischen Sprach- und Gedankenproduktion: das politische und das anthropologische.

### 2. Der unabänderliche Dualismus

Die Bildung des Gedankens als Wort, also als Einheit von Laut und Bedeutung, bleibt nicht im einsamen Individuum, sondern sie wird vom Du vernommen und von diesem wieder als Sprache produziert. Die Sprachproduktion ist erst dann vollendet, wenn mein Wort aus deinem Munde wiedertönt:

In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur *gesellschaftlich*, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andern versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das *selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt*<sup>30</sup>.

An einer anderen Stelle seines Werks hat Humboldt diesen Gedanken klassisch formuliert. Vor allem hat er dort deutlich gemacht, dass das Gesellschaftliche nicht ein bloß hinzukommendes, kontingentes kommunikatives Moment ist, sondern ein für die Produktion des Denkens unerlässliches. Er nennt dies den „unabänderlichen Dualismus der Sprache“. Auch zum bloßen Denken brauche ich den Anderen – dich:

Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwie-

<sup>30</sup> Ebda., 56.



derung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, auch zum Behuf seines bloßen Denkens, nach einem dem Ich entsprechenden Du<sup>31</sup>.

Das ist das politische Moment, welches Humboldts Denken von vornherein durchzieht, nicht nur sein Sprachdenken. Von seiner ersten politischen Schrift an, die das Individuum so emphatisch in den Mittelpunkt stellt, ist das Individuum immer hineingestellt in die Verbindung mit dem Anderen. Auch wenn die „proportionirlichste Bildung“ des Einzelnen der Zweck der Menschheit ist<sup>32</sup>, kann diese Bildung nur in Bezug auf den Anderen geschehen. Das denkt Humboldt von Anfang an in seiner großen Schrift *Über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates*, die zwar den Staat in seine Grenzen verweist, aber den Menschen immer als *zoon politikon* weiß. Es ist wie bei Aristoteles: Weil der Mensch ein *zoon politikon* ist, ist er notwendigerweise auch ein *zoon logon echon*. Das Politische ist sozusagen vorausliegend, vorgeschaltet, eine grundlegende Dimension des Menschen. Der *logos* ist primär Erzeugung des Denkens, aber weil der Einzelne immer in die Gesellschaft gestellt ist, ist auch die (sprachliche) Erzeugung des Denkens immer in die Dimension des Anderen gestellt. Denken ist immer – wie der junge Humboldt einmal sagt – „Mitdenken“.

### 3. Weltansichten

Aber das aufregendere Moment dieser philosophico-politischen Sprachtheorie ist, wenn man so will, ihr anthropologisches, also auf die Empirie des Menschen verweisendes Moment. Dies ist auch das preußische Moment: nämlich die von Leibniz positiv gewendete Bildung des Gedankens in der großen kulturellen Verschiedenheit. Das sprachlich generierte Denken ist nicht nur von der Sprache überhaupt abhängig, sondern von „jeder einzelnen bestimmten“:

Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten<sup>33</sup>.

Und „jede einzelne bestimmte“ Sprache ist eine bestimmte „Weltansicht“, wie das berühmte Humboldtsche Wort heißt:

Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst<sup>34</sup>.

<sup>31</sup> Ebda., Bd. VI, 26.

<sup>32</sup> Ebda., Bd. I, 106.

<sup>33</sup> Ebda., Bd. IV, 21.

<sup>34</sup> Ebda., 27.

Diese Weltansichten darf man sich nun nicht dramatisch relativistisch vorstellen. Es geht nicht um Weltanschauungen, also um ideologische Ensembles von Aussagen. Es geht nur um Ansichten. Die Differenz ist wichtig. Es geht um etwas, das wir alle kennen und praktizieren: Wir wissen, dass die Grammatik und das Lexik von Sprachen nicht koinzidieren, dass „Staatsoberhaupt“ auf Englisch nicht „statesoverhead“ heißt, dass „how do you do?“ nicht „Wie tust du tun?“ auf Deutsch heißt, dass das Englische eine *progressive form* hat und deswegen zwischen einem aktuellen Tun und einem habituellen Tun unterscheidet: „She is singing“ heißt, dass sie gerade dabei ist, „she sings“, dass sie das immer und gewöhnlich tut, dass sie vielleicht eine Sängerin ist. Im Deutschen machen wir diesen Unterschied nicht. Das Ensemble der grammatischen und lexikalischen Strukturen ist die Weltansicht. Das besagt auch nichts irgendwie Weiteres und Tiefes, wie man in der Vergangenheit dachte, wo man diese Strukturen noch völkerpsychologisch deutete. Der Unterschied zwischen „she is singing“ und „she sings“ sagt nichts über die Engländer aus, ebensowenig wie der Unterschied zwischen „nouveau“ und „neuf“ über die Franzosen. Der letzte Unterschied besagt nur, dass die Franzosen an dieser Stelle die Welt anders sehen als etwa die Deutschen, die nicht zwischen epistemisch und materiell neu unterscheiden. Aber das heißt umgekehrt auch nicht, dass die Deutschen diesen Unterschied nicht sehen könnten. Sie können, sie müssen es aber nicht.

Dass Sprache Denken ist, dass sie Mitdenken ist, dass sie je verschiedenes Denken ist und dass all dies ein wunderbarer Reichtum des menschlichen Geistes ist, das nenne ich die preußische Gedankenbildung.

### IV. Das vergleichende Sprachstudium

Die preußische Gedankenbildung liegt dem anthropologischen Projekt der Beschreibung aller Sprachen der Welt zugrunde. Die Beschreibung der Sprachen der Welt zeigt die wunderbare Vielfalt der Operationen des menschlichen Geistes. Humboldts vergleichendes Sprachstudium, wie er es seiner ersten Akademierede 1820 entwirft, ist ein Gegenentwurf zum eingangs erwähnten *Mithridates* von Adelung und Vater. Diese hatten noch keine rechte Systematik entwickelt, wie die Sprachen untersucht und verglichen werden sollen. Sie gaben Informationen über dies und das, über die Sprachgeschichte, über die Grammatik, über den Wortschatz. Aus dem Vaterunser in fünfhundert Sprachen kann man so manche Eigenart der entsprechenden Sprache ablesen. Humboldt sagt nun aber, wie man Sprachen systematisch erforscht, eben um die wunderbare Vielfalt des menschlichen Geistes in den Griff zu bekommen: Man muss jede Sprache nach ihrem eigenen inneren Zusammenhang studieren. Von jeder Sprache muss eine Strukturbeschreibung geschrieben werden. Humboldt verwendet den Aus-

druck „Bau“ oder „Struktur“ und nimmt in der Tat die Prinzipien moderner Sprachbeschreibung vorweg: Man muss das innere Strukturgesetz jeder Sprache herausfinden, man darf die Sprachen nicht nach den Prinzipien der lateinisch-griechischen Grammatik beschreiben. Humboldt versucht das für das Nahuatl<sup>35</sup> und viele andere Sprachen.

Bemerkenswert ist, dass die Entwicklung der Sprachen, etwa gar eine Rekonstruktion einer gemeinsamen Ursprache (oder die Klassifikation der Sprachen), keine Rolle spielt. Darauf wird das Augenmerk der *historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft* gerichtet sein, die mit den Namen Grimm, Bopp oder Diez verbunden ist. Die historische Vergleichung und die Rekonstruktion einer Ursprache ist das alte Projekt, das die erfolgreiche Linguistik des 19. Jahrhunderts, methodisch renoviert, verfolgt. Humboldts *anthropologisch-vergleichendes Sprachstudium* hat zunächst im 19. Jahrhundert keinen großen Erfolg, es wird aber die Linguistik des 20. Jahrhunderts sein, verbunden mit Namen wie Ferdinand de Saussure, Leonard Bloomfield, Louis Hjelmslev oder Roman Jakobson. Der synchronische Deskriptivismus der Linguistik des 20. Jahrhunderts realisiert Humboldts strukturelle Intuitionen.

Allerdings realisiert er nicht mehr Humboldts letzte und spezifischste preußische Idee: Humboldts Anthropologie zielte, wie wir gesehen haben, nicht auf den Anfang, auf die Primitiven. Dies ist durchaus noch der Fall in der deskriptiven Linguistik des 20. Jahrhunderts, die sich anthropologisch nennt. Ein richtiger amerikanischer Linguist beschrieb noch bis zum Aufkommen der Chomskyschen Linguistik vorzugsweise irgendeine schriftlose Sprache Amerikas, Papuas oder Australiens. Humboldt ging dagegen für seine anthropologischen Studien nach Paris, ihn interessierte der höchste Kulturzustand. So ist es auch bei den Sprachen. Auch hier wird das Augenmerk vorzugsweise auf die Sprachen mit raffiniert entfalteten Textwelten gerichtet. Denn nur in diesen Textwelten – vorzugsweise in Literatur, Philosophie und Geschichtsschreibung – kann nach Humboldt die Sprache zeigen, was sie kann. Hier erwirbt sie das, was Humboldt ihren Charakter nennt.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Großen betrachtet haben, und der äußerlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenen und der Zergliederung weniger Zugänglichem<sup>36</sup>.

Er denkt dabei an ihre letzte Gestaltung durch individuelle Sprachproduktionen, an das Feinste und Subtilste, was man mit der Sprache anstellen

<sup>35</sup> *Wilhelm von Humboldt*, *Mexicanische Grammatik*, hrsg. v. Manfred Ringmacher, Paderborn 1994.

<sup>36</sup> *W. v. Humboldt*, *Gesammelte Schriften* (Anm. 17), Bd. VII, 165.

kann. Diese Betrachtung des höchsten literarischen Gebrauchs der Sprache nennt er den Schlussstein des vergleichenden Sprachstudiums.

Niemand macht das mehr heute. Linguistik und Philologie sind ganz getrennte Wege gegangen. Eine solche Linguistik aus der Literatur ist im letzten Jahrhundert einmal versucht worden, von Karl Vossler in Deutschland, von Benvenuto Terracini in Italien. Auch wenn dies heute als unmögliche Aufgabe der Sprachwissenschaft betrachtet wird, so war es doch ein großartige Idee und eigentlich die letzte Stufe in der preußischen Erforschung der Gedankenbildung.

## V. Schlussbemerkungen

Nun kehre ich mit zwei kurzen Schlussbemerkungen zum Anfang zurück:

Erstens: Die Weltkultur hat Humboldts Idee einer synchronischen Beschreibung der Sprachen der Welt aufgenommen. Es ist Humboldts *second gift* an die Weltkultur. Und so wie Humboldts edle Idee einer wirklich staatsfernen Universität als Ort des Gesprächs zwischen Studenten und Lehrern nicht insgesamt realisiert worden ist, so ist auch das Haus des vergleichenden Sprachstudiums nicht insgesamt gebaut worden, weil der „Schlussstein“ dieses großen Gebäudes nicht gesetzt worden ist.

Zweitens halte ich, wie eingangs gesagt, dieses kulturelle und wissenschaftliche Projekt für eminent politisch: Diese Art der Erforschung der Sprachen ruht auf einem großen Respekt für die Sprachen, die als verschiedene Weltansichten der Völker eine große kognitive Würde haben und als diese bestimmten Arten und Weisen des Sehens der Welt geschätzt werden. Daraus folgt, dass die Sprachen der Völker der Welt als kostbare kulturelle Gebilde gepflegt und gehegt werden sollen und dass keine Sprache und kein Volk als niedrig oder primitiv angesehen werden kann. Für Europa heute folgt, dass es nur auf dieser Basis eine seiner Tradition gemäße und den Völkern gerecht werdende Sprachpolitik aufbauen kann.

Dies tut Europa übrigens – jedenfalls offiziell – durchaus. Faktisch aber betreiben seine Staaten eine geradezu jakobinische Politik der Vernichtung der Sprachen und der sprachlichen Vereinheitlichung, und tragischerweise hat Europa in seiner Mitte ein Volk, das seine Traditionen wenig schätzt, das daher gern gleichgültig und kaltherzig in eine andere Sprache übergeht, als ob es beim Sprechen nur darum ginge, den sprachlos gefassten Gedanken mitzuteilen. Es geht aber darum, die Wahrheit zu entdecken, das heißt den Gedanken in einer bestimmten Sprache zu denken: Und daher ist es dann auch nicht gleichgültig, in welcher Sprache man das tut. Genau das hat uns die preußische Gedankenbildung gelehrt.